

(Nachdruck verboten.)

16]

## Kleinbürger.

Roman von Elisabeth Kuylenstierna.

Am Tage vor ihrer Abreise schien die Sonne wieder warm und lösend vom wolkenlosen Himmel herab. Die Baronin legte Ueberjchuhe und Wintermantel an und entschloß sich, zum letztenmal einen Spaziergang zu machen. Natürlich mußte Dora sie begleiten. Die Baronin nahm ihren Arm, und so wanderten sie dem Kurgarten zu.

„Wie herbftilich es aussieht,“ sagte die Baronin.

„Ja, sehr,“ antwortete Dora zerstreut.

„Ja, bald haben wir Winter. Sie sind glücklich, Dora, daß Sie nicht vom Rheumatismus gequält werden. O, es ist eine schwere Prüfung, einen kränklichen Körper zu haben.“

Das glaubte Dora, doch ein tieferes Mitleid fühlte sie nicht, wie sie so angeklammert an diese gebrechliche, eingehüllte Körper ruine ging, die sich mit allem, was sie entbehrte: Reichthum, Luxus, Vergnügungen umgeben konnte.

„Nein, sieh da! Da kommt Kandidat — Kandidat, wie hieß er doch noch, liebes Kind?“

Dora hob hastig den gesenkten Kopf.

„Kandidat Becker,“ sagte sie leise. Jetzt kam er ihnen entgegen, jetzt, da sie sicher nicht mit ihm würde sprechen können. War das nicht eine viel schlimmere Prüfung als der Rheumatismus der Baronin?

Er zog artig den Hut, und die Baronin hielt ihn sofort an, indem sie sagte:

„Guten Tag, Herr Becker, ich bin auf einem kleinen Spaziergang begriffen. Die Luft ist so milde und frisch nach dem Regen.“

„Ja, es ist herrlich heute,“ stimmte der Kandidat bei und zog mit seinem Stock einen Kreis in den feuchten Sand. „Gut bekommen neulich, gnädiges Fräulein?“ wandte er sich darauf hastig an Dora.

„Danke, ja.“

„Ja, das war wirklich ein unvergeßlicher Abend für Dora; sie wird nie vergessen, wie gut Sie gegen sie gewesen sind, Herr Becker,“ sagte die Baronin mit einem feinen, gönnerhaften Lächeln. Sie wußte jetzt, daß der junge Becker der Sohn des Staatsrats war.

„O bitte, da ist nichts zu vergessen,“ sagte er in einem Tone, der alle Komplimente zurückwies, „ich hoffe, Sie waren zufrieden mit dem Abend, gnädiges Fräulein?“

„Ja!“

Er sah sie erstaunt an. So kurz und steif, wie sie geworden war, nicht eine Spur mehr von dem Enthusiasmus, der ihn am Ballabend so entzückt hatte. Er wartete ein wenig ungeduldig, daß die Baronin Adieu sagen möchte, denn Tantenkonversation war nicht nach seinem Geschmack.

Sie erriet zwar seine Gedanken nicht, fürchtete aber, sich zu erkälten, wenn sie länger stehen bliebe, deshalb zog sie jetzt die rechte Hand aus den Falten ihres Mantels und reichte sie ihm zum Abschied. Dora konnte den Arm der Baronin nicht loslassen und grüßte darum nur mit einem leichten Neigen des Kopfes, und so schieden sie.

Am Abend schrieb Dora in ihr Tagebuch:

„So jetzt ist der Sommer zu Ende und mein Traum mit ihm, dennoch habe ich etwas erlebt, wenn auch nur herzlich wenig. Ich war recht böse auf die Baronin, als sie sagte, daß ich nie vergessen würde, wie gut er gegen mich gewesen wäre — gut! Pui, solch häßliches Wort! Ich glaube mit ihr, daß ich ihn nie vergessen werde, nein niemals. Es giebt sicher niemand auf der Erde, der so schön und klug ist wie er. Und nie ihn wiedersehen, sich durch einen ganzen, langen, öden Winter ohne irgend welche Abwechslung hindurchschleppen. Meine Sommererinnerungen können nicht fünf, sechs langweilige Monate hindurch vorhalten.“

Die Feder glitt ihr aus der Hand, und große, heiße Thränen tropften auf das Papier; sie schluchzte wie ein Kind, das Trost in Liebflosungen und hoffnungsvollen Worten sucht, in ihrem Kummer lag kein unbezähmbarer oder langsam sich verzehrender Schmerz, sondern nur ein Gefühl, das den verzweifeltsten Ausbruch einer unterdrückten Lebenslust hemmte.

Mit demselben Zug wie die Baronin und Dora fuhren noch viele andre Badegäste, und Dora sah voller Neid die Abschiedsbouquets der jungen Mädchen, hörte mit krankhafter Sehnsucht, wie sie einander versprochen, sich bald wieder zu treffen, und fühlte mit qualvoller, frühgereifter Gewißheit, daß sie nie so sorglos in die Zukunft würde blicken können.

Das Signal ertönte, und der Zug setzte sich in Bewegung, bald eilte er in rauschender Fahrt durch Felder und Wiesen. Die Baronin war in ihrer Ede eingetaucht, Dora dagegen sah mit hellen, wachen Augen in die sonnenbelauchtete Landschaft hinaus, und mit regem Interesse nahm sie jede Station in Augenschein; es konnte ja sein, daß es dort etwas zu beobachten gab. Meistens waren es nur einige Bauern, die einstiegen, doch Dora widmete auch diesen ihre Aufmerksamkeit. Sie nickte den Kindern zu, die sich, den Finger in den Mund gesteckt und von der Sonne geblendet, an die Wände des Bahnhofsgebäudes drückten. Sie dachte sich schnell von jedem lebenden Wesen, von den frierenden, kleinen Vögeln, welche müde von den Gartenzäunen aufflatterten, bis zu den wenigen Mitreisenden eine besondere Geschichte aus. Der Kandidat war fast vergessen und ebenso die Bitterkeit, die sie vorhin bei der Abschiedsscene ergriffen hatte; es haßte noch die ganze schmetterlingsleichte Gemüthsart der Jugend an ihr, die Kraft, Thränen mit echtem Lachen zu vertreiben und den Trübflimm so schnell zu verschleuchen, wie der Frühlingwind die Wolken vom Nachhimmel jagt.

## IX.

Ein ganzes Jahr verging, ohne daß die Familie Lejer irgend welche Tage im Kalender rot anstreichen konnte; man wendete die Blätter nur mit einem kleinen Seufzer dankbarer Erleichterung, daß die Sorgen des Monats zu Ende waren, um und schlug dann zagend eine neue Seite auf.

Günther war der einzige, der Fortschritte zu machen schien; er hatte schon sein medizinisches Vorexamen in Lund bestanden, denn er hatte sich entschieden, Arzt zu werden, den Lehrerberuf hatte er während seiner Gymnasiumszeit und auch jetzt hinreichend kennen gelernt, um einzusehen, daß er sich für denselben nicht eignete. Er schrieb kurze, energische Briefe an die Seinen, arm an Versprechungen und warmen Worten, aber männlich und zuverlässig in ihrer rauen Einfachheit.

Sven dagegen schrieb lange Episteln, in denen sich die Hoffnungen den Platz streitig machten, so daß die Wirklichkeit kaum etwas andres als den Rahmen bilden konnte. Noch hatte er nicht viel Gehalt in dem Geschäft, wo er angestellt war, aber es würde besser werden, und dann würde er Geld nach Hause schicken, darauf konnten sie sich verlassen. Wohl niemand außer der Mutter glaubte an diese Lustschlösser, für diese jedoch waren es feste Felsen, an welche sie sich mit aller Zuversicht der Mutterliebe klammerte.

Doktor Lejers Blick war noch trostloser und müder als vordem geworden: er konnte lange Stunden, die Feder unbeschäftigt in der Hand haltend, an seinem Schreibtisch sitzen. Sie glitt nicht mehr über das weiße Papier. Günstigs kleine nette Erzählungen blieben freilich nicht aus, wenn die Miete bezahlt werden sollte, doch war es die mechanische Arbeit eines Gedankenblinden, die man aus Mitleid in den Redaktionen, wo er bekannt war, nahm. Diese Früchte einer eingetrockneten Phantasie wurden indessen selten gedruckt; man legte sie zu den Sammlungen und ließ sie bei einer Generalaufräumung in den Papiertorb wandern. Der äußerst empfindliche und zartfühlende Verfasser hatte dies gemerkt, und einen Augenblick konnte dann eine Begierde in ihm aufstammen, der Welt zu zeigen, daß er doch noch etwas taugte, daß seine Kraft nicht verbraucht sei. Er wollte ein Buch schreiben, eins, das die Kritik ehrfurchtsvoll unter die Meisterwerke der Litteratur rechnen würde, und in diesem Buch wollte er sein eignes Herzblut in Worte umprägen, welche die Nerven beben und die Augen Thränen vergießen machten. Er wollte aus dem Leben schreiben, wie noch keiner vor ihm gethan hatte.

Als er dann aber auf den weißen Vogen, diesen trivial leeren Vogen, der mit den Brandmalen der Bitterkeit angefüllt werden sollte, vor sich sah, wurde er plötzlich seiner eignen Erhigung müde und sank schlaff und willenlos wie das zu Ende getriebene Pferd, bei dem keine Peitschenhiebe mehr fruchten wollen, zusammen.



Die kleine Frau Luise, rastlos thätig und beweglich wie immer, konnte nicht begreifen, was in Vater gefahren war. „Lieber Gustav, wenn ich es so bequem hätte wie Du, würde mir ordentlich wohl sein,“ sagte sie mit ihrer hellen Stimme, „ich verstehe nur nicht, wie Du so den ganzen Tag sitzen und auf ein Stück Papier starren kannst. Ich habe die Stuben gefegt, ich bin auf dem Markt gewesen, ich habe Kartoffeln geschält und jetzt will ich das Mittagbrot auftragen.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der letzte Majestätsbeleidigungs-Prozess in England.

Deutschland ist seinen beiden Hauptkonkurrenten um den Rang der civilisiersten Nation, Frankreich und England, unbedingt in einem über: in seinen Majestätsbeleidigungs-Prozessen. Das kann füglich niemand bestreiten. Was unsre Nachbarn jenseits der Bogen angeht, so sind diese gottlosen Menschen ja längst von ihren irdischen Behörden abtrünnig geworden und behelfen sich ohne Majestäten. Und unsre Vettern über dem Kanal haben zwar noch einen König; aber, mag dieser auch eine gewichtige Persönlichkeit sein, so erfreut er sich doch keiner Ausnahmestellung durch einen besonderen Paragraphen, der sein Thum und Treiben vor mißliebiger Verpöschung schützt oder gar eine Handhabe böse, nörgelnde Politiker selbst dann hinter Schloß und Riegel zu bringen, wenn sie gar nichts über ihn selber gesagt hätten, sondern die majestätsbeleidigende Absicht nur von Rechts wegen zuerkannt bekämen. Ähnliche Sachen sind in England einmal dagewesen. Aber es ist schon lange her — mehr als ein Jahrhundert, und die letzte Haupt- und Staatsaktion der angeordneten Art bedeutete zugleich das Ende der Majestätsbeleidigungs-Prozesse; denn sie ward vom englischen Volk als Angriff auf den Grundsatz der Meinungs-, im besonderen der Preßfreiheit aufgefaßt und in einer Weise aufgenommen, die den herrschenden Gewalten den Appetit auf weitere Majestätsbeleidigungs-Prozesse gründlich austrieb.

Das war unter dem Uro Großvater des heutigen Königs von England, unter dem tolen König Georg III. Dies Beiwort wird ihm nicht etwa beigelegt, um ihn von vornherein zu verdonnern, sondern im Gegenteil, um seine Person in milderem Licht erscheinen zu lassen durch den Hinweis auf die notorische Thatsache, daß er im Jahre 1788 tobsüchtig geworden ist. Er beruhigte sich dann im folgenden Jahre zwar wieder so weit, daß ihm die Zwangsjade ausgezogen werden konnte. Aber die interessierten Schurken, die ihn für gesund und regierungsfähig ausgaben, belogen das Volk. Er war schon längst wieder unter ständiger Bewachung, ehe er 1810 wegen offenkundiger Tobsucht definitiv unschädlich gemacht wurde und dann noch lange Jahre in der Nacht des Wahnsinns und der Blindheit ruhelos seinen Palast durchirrte, die Wände mit langen Staatsreden beschreiend, bis ihn 1820 der Tod erlöste. Diesen tragischen Ausgang im Auge, muß man bereits die Anfänge seiner Regierung, soweit er persönlich in Betracht kommt, unter dem Gesichtspunkt einer krankhaft veranlagten Natur betrachten, die zum Wahnsinn gelangte, weil sie über dem erfolglosen Ringen mit einer unlöslichen Aufgabe an allem irre ward.

Die Aufgabe, die Georg sich stellte oder vielmehr von seiner herrschsüchtigen Mutter und seinem intriganten Günstling, dem Grafen Bute, einreden ließ, war gigantisch, so gigantisch, daß sie vollständig unsinnig war. Wähnte der König sich doch zu nichts Geringerem berufen, als dazu, die geschichtliche Entwicklung Englands um hundert Jahre und mehr zurückzuschrauben. Er wollte die ausschlaggebende Machtsstellung, die das Parlament seit den Zeiten der Stuarts erworben hatte, wieder durch ein unumschränktes Königtum ersetzen. Dieses Ziel war natürlich unerreichbar: die grundbesitzende Aristokratie konnte nicht durch den Absolutismus von der Herrschaft verdrängt werden, die sie durch zwei Revolutionen errungen hatte. Aber eine Zeitlang war Georg seinem Ziele recht nahe; denn die Mittel, die dazu verhelfen sollten, waren geeignet, wenigstens vorübergehende Erfolge zu sichern. Es ward nämlich nicht versucht, mit dem Kopf durch die Wand zu rennen, sondern das Parlament durch sich selbst umzubringen. Ein Bestechungssystem großen Stils ward organisiert, um die parlamentarischen Handlanger der Aristokratie im Unterhaus zu Werkzeugen der Regierung umzuwandeln. Um die Abstimmungen der Wähler wie der Abgeordneten in ihrem Sinne zu lenken, verausgabte die Regierung unausgeseht Millionen.

Diese verdamnte Idee war nun gewiß nicht in Georgs Hirn erwachsen, sondern ursprüngliches Eigentum der skrupellosen Clique, die ihn für ihre eigennütigen Zwecke vorschob. Seine eignen staatsmännischen Gesichtspunkte waren, obwohl er sich mit allem möglichen, von der Gottesgelährtheit und allen übrigen Wissenschaften bis zu den Uniformen des Militärs, eifrig beschäftigte, die des beschränktesten Gottesgnadentums. Er hat sie einmal eigenhändig in die charakteristischen Worte gefaßt: „Die Zeit fordert ein Zusammenwirken aller, die Gegner der Anarchie sind.

Ich habe keinen andern Wunsch als das Glück meiner Unterthanen, deshalb muß ich die für schlechte Menschen und für schlechte Unterthanen erklären, die nicht fest entschlossen sind, mich zu unterstützen.“ Die selbstverständliche Konsequenz ist offenbar, daß ihm auch als „schlechter Mensch“ erschien, wer sich etwa erdrehte, seine allerhöchste Person irgendwie abfällig zu kritisieren, daß er solche Majestätsbeleidigungen, wenn sie zu seiner Kenntnis gelangten, mit allen Kräften zu bestrafen versuchen mußte. In den ersten drei Regierungsjahren Georgs, so lange Lord Bute selbst das Ministerium leitete, ist nichts derartiges geschehen. 1763 räumte Bute vor den allseitigen Anfeindungen plötzlich das Feld; freilich blieb er als rechte Hand Sr. Majestät das Haupt der geheimen Nebenregierung. Der Deffentlichkeit gegenüber aber ward Grenville Premierminister. Seine erste große Aktion war die Einleitung des folgenschweren Majestätsbeleidigungs-Prozesses, der sich mit dem Namen von Thomas Wilkes verknüpfte.

Thomas Wilkes war damals oppositionelles Mitglied des Unterhauses. In dieser Eigenschaft trat er aber wenig hervor, weil er nicht sonderlich redegewandt war. Um so gewandter handhabte er die Feder. Er war zu dieser Zeit der bekannteste Journalist Englands; sein Blatt, der „North Briton“, geißelte die herrschende Korruptionswirtschaft in der rücksichtslosesten Weise und mit vollständiger Nennung der Namen der Dreckfinken, was vordem nicht üblich gewesen war. So war es zweifellos ein Nachakt der im „North Briton“ an den Pranger gestellten Staatsretter, daß der König auf die Nummer 45 des mißliebigen Blattes wegen einer darin enthaltenen Kritik der Thronrede aufmerksam gemacht wurde, mit der am 18. April 1763 das Parlament vertagt worden war. Die kräftigsten Stellen dieses Artikels gingen dahin, daß die Minister, als die verantwortlichen Redakteure der Thronrede, damit „ein würdiges Beispiel ministerieller Unverschämtheit“ gegeben, dem König „eine bewußte Lüge“ in den Mund gelegt hätten. Die Kritik stand, man sieht, durchaus auf dem Boden der konstitutionellen Lehre. Ebenso klar ist aber auch, daß sie einem Mann wie Georg als strafwürdige Majestätsbeleidigung erscheinen mußte. In der That wurden nun Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um Wilkes zur Verantwortung zu ziehen; und nicht ihn allein.

Der Staatssekretär Halifax ließ einen vollständig formlosen Haftbefehl gegen Verfasser, Drucker und Verleger von Nr. 45 des „North Briton“ los. Demgemäß wurden am 30. April außer Wilkes selbst, bei dem man gehörig hausuchte und Papiere mauste, an fünfzig Personen eingelockt. Aber Wilkes rief aus dem Tower die Hilfe eines ordentlichen Gerichts, des „Hofs“ für gewöhnliche Prozesse an und setzte hier den einstimmigen Beschluß durch, daß die Verfassung ungeschädlich sei. Wilkes ward unter großem Jubel des Volkes, das an der Sache der persönlichen Freiheit lebhaften Anteil nahm, freigelassen. Er verfolgte seinen Vorteil, indem er den Unterstaatssekretär Wood, der den Halifaxischen Haftbefehl ausgeführt hatte, auf Schadenersatz verklagte. Das Gericht erkannte ihm 1000 Pfund (20 000 Mark) zu, obwohl der König den Generalstaatsanwalt der Krone mit der Verteidigung Woods beauftragt hatte. Desgleichen bekamen die Drucker eine Entschädigung zuerkannt. Der Zorn war groß. Wilkes aber goß noch Del ins Feuer, indem er alle bisherigen Nummern seines Blattes in einem Sammelband neu abdrucken ließ und saftige Bemerkungen hinzufügte, unter denen noch nicht die stärkste war, daß die Minister nur darauf erpicht seien, das Publikum zu plündern und die eignen Taschen vollzustopfen.

Durch den ersten Hineinfall nicht gewarnt, beschloß Georg und seine Leute, die Affaire aus allen Kräften weiterzubetreiben. Sie rechneten zunächst auf das bestochene Parlament. Hier ward denn auch eine Adresse an die Krone beschloffen, die weitere gerichtliche Verfolgung des Mitgliedes Wilkes verlangte; außerdem ward dekretiert, daß Nr. 45 des „North Briton“ als „falsche und unstützlerische Schmähschrift“ durch den Henter verbrannt werden solle. Das hohe Haus hatte bei letzterem Beschluß nicht mit dem Volke von London gerechnet, das in ungeheuren Mengen erschien, als am 3. Dezember 1763 vor der königlichen Börse das papierene Auto-da-fé stattfinden sollte. Es entstand ein großer Tumult, wobei dem Henter die Nr. 45 entrißen ward und anstatt ihrer ein Unterrod und ein Stiefel in die Flammen slog; mit dem Unterrod war die Königin-Mutter, mit dem Stiefel (englisch: boot) Lord Bute gemeint.

Kurz darauf wäre der ganze Handel ums Haar durch ein Ereignis aus der Welt geschafft worden, das bedenklich nach der Intervention einer irdischen Vorsehung schmeckte. Wilkes ward von einem früheren Beamten des Schatzamtes, Namens Martin, zum Zweikampf herausgefordert und im Pistolenduell schwer verwundet. Das Volk ward von Ueberzeugung, daß Martin, der ein Kunstschütze erster Güte war, vom Ministerium gedungen worden sei, um an dem Majestätsbeleidiger seine Fertigkeit zu beweisen. Als ein unwürdiger Argwohn kann das jedenfalls nicht erscheinen, wenn man das weitere Verhalten der regierenden Clique betrachtet. Anstatt Wilkes' Besuch gemäß das Verfahren bis zu seiner Herstellung zu sistieren, betrieb man es mit besonderem Eifer, seit sich der Verwundete zu seiner Erholung und auch wohl, um dem Drängen seiner zahlreichen Gläubiger zu entgegen, gegen Neujahr 1764 auf den Kontinent begeben hatte. Schleunigst saßte am 19. Januar 1764 das Unterhaus den Beschluß, Wilkes als „Verfasser einer skandalösen und unstützlerischen Schmähschrift“ seines Mandats verlustig zu erklären. Und einen Monat später erkannte der hohe Gerichtshof der „Königlichen Bank“ (King's bench) zu Recht, daß Wilkes der Ver-



Öffentlichung von Nr. 45 schuldig sei: da er nicht erschienen war, stellte ihn das Gericht „außerhalb der Gesetze“, wir Deutsche würden sagen, erklärte ihn in die Acht.

Das war ja nun ein großer Triumph für König und Hof. Aber es war doch bloß ein Pyrrrhussieg. Vier Jahre hielt sich Willes im Auslande ruhig, bis im März 1768 die Neuwahlen zum Unterhaus stattfanden. Da erschien er in England und bewarb sich um ein Mandat für die Grafschaft Middlesex, zu der London gehörte. Wie die Bevölkerung der Hauptstadt über den Fall dachte, ward an dem Wahltage klar. Das Volk umlagerte in großen Mengen die Wahllokale unter unaufhörlichen Hochrufen auf Willes, Nr. 45 und die Freiheit und wollte niemand hineinlassen, der nicht einen Zettel mit der Aufschrift „Willes und Nr. 45“ am Hute trug. Das Volk war nun freilich nicht wahlberechtigt. Aber der kleine Kreis von Bevorrechteten, die unter dem System der „verfaulten Steden“ allein stimmfähig waren, teilte in diesem Falle die Volksmeinung: John Willes ward ohne Gegenkandidaten einstimmig gewählt. Am Abend und die folgende Nacht durch war ganz London festlich beleuchtet; wer nicht illuminierte, dem warf das Volk die Fenster ein. Auf dies Urteil der öffentlichen Meinung folgte dasjenige der öffentlichen Gerichte; denn der König hatte den gutgemeinten Rat seines Ministers Grafton, Willes zu begnadigen, sehr übel aufgenommen, und er schrieb nun, zwei Tage vor der Gerichtsverhandlung, an sein gegenwärtiges Faktotum Lord North, Willes müsse unbedingt aus dem Parlament ausgestoßen werden. Am 27. April 1768 sollte die Gerichtsverhandlung über die Aht-erklärung von 1764 stattfinden; das Gericht vertagte aber seinen Entscheid und nahm Willes unter Ausschlagung einer Kaution in Haft. Die versammelte Menge war darüber so aufgebracht, daß sie dem Wagen, der Willes nach dem Gefängnis bringen sollte, die Pferde ausspannte und das Fuhrwerk im Triumph nach der City schleppte. Willes hatte Mühe, sich den Obationen zu entziehen und in Gefängnis zu stellen.

Den 10. Mai 1768 war die Parlamentsöffnung. Am Parlamentsgebäude passierte weiter nichts, als daß die Menge Hochrufe auf Willes und die Freiheit ausstieß. Anders vor dem Gefängnis, in dem Willes saß. Eine kolossale Menschenmasse war dort versammelt, um Willes in Empfang zu nehmen, wenn er, wie man erwartete, zur Parlamentsöffnung freigelassen würde. Das geschah nicht. Infolgedessen bemächtigte sich der Menge so große Erregung, daß die Soldaten der Gefängniswacht mit Steinen beworfen wurden. Sie machten einen Ausfall, verfolgten einen der Angreifer in ein benachbartes Haus und brachten hier in der Hitze anstatt seiner einen ganz Unbeteiligten, des Namens Allen, ums Leben. Nachher gaben sie Feuer auf das Volk und streckten ca. 20 Personen nieder. Inmitten der allgemeinen Erbitterung über diese Bluttat erkannten die Leichenbeschauer bei Allen auf „Nord“ als Todesursache und die Geschwornen fanden in dem darauf folgenden Prozeß verschiedene Soldaten des Wortes schuldig. Der König aber begnadigte und beschenkte sie, und der Kriegsminister erließ einen Tagesbefehl, der dem Militär die Heldenthat vom 10. Mai als lobenswerthes Muster hinstellte. Außerdem gelangte zur Kenntnis des gefangenen Willes ein Schreiben des Staatssekretärs Bejmouth vom Tage vor der Parlamentsöffnung, das dem Vorstehenden der Distriktsbehörden von Westminster aufgab, gegebenen Falles augenblicklich die bereitgehaltenen Soldateska herbeizurufen. Der Vorlaut des Altestückes war so, daß sich ohne besondere Auslegungskünste der Wunsch herauslesen ließ, ein Blutbad zu provozieren. In diesem Sinne besprach denn Willes auch die Urkunde, die er in seinem Blatte veröffentlichte.

Dem Gericht der öffentlichen Meinung über die Nachthaber folgte inzwischen wieder deren Quittung. Am 18. Juni 1768 fielte das obere Gericht unter dem Vorsitz des Obergerichters Lord Mansfield über Willes das Urteil in Sachen seiner Majestätsbeleidigung von 1763: er ward für Nr. 45 des „Nord-Britten“ zu 20 000 Mark Geldbuße und 10 Monaten Gefängnis verurteilt, für die Drucklegung zweier anstößigen Gedichte zu weiteren 10 Monaten. Die öffentliche Meinung bedankte sich dafür, indem ein Plakat angeschlagen wurde und allgemeinen Beifall fand, worin es hieß: „Ihr seid ein Pack von Mietlingen und Schurken“. Von dem königlichen Begnadigungsrecht war natürlich nichts zu merken; es machte aber eben jetzt von sich reden. In Middlesex mußte gerade eine Ergänzungswahl für einen verstorbenen Abgeordneten stattfinden, die auf einen Freund von Willes fiel. Bei den üblichen Wahlmülken hatte ein Anhänger der Regierung einen oppositionellen Wähler erschlagen. Die Geschwornen erkannten den Thäter des Mordschlags schuldig. Der König aber begnadigte ihn. Allgemeinen Widerhall fand da die Frage, die ein vielgelesenes Blatt an die Minister richtete: „Wollen Sie, daß die Gnade der Krone nur Mördern zustatten komme?“

Ungetarnt ging König Georg seinen Weg weiter: er wollte Willes aus dem Parlament ausgestoßen wissen. Das Parlament als „ein Pack von Mietlingen und Schurken“ that ihm den Willen und stieß Willes am 3. Februar 1769 als den Verfasser von Nr. 45 des „Nord-Britten“, der Gedichte und der Bemerkungen zu Lord Bejmouths Brief aus dem Parlament. Die Herren hatten ihre Rechnung ohne die Wähler von Middlesex gemacht. Am 16. Februar 1769 ward Willes einstimmig wiedergewählt. Folgenden Tags setzte dann das Unterhaus seinen Gewaltakt die Krone auf, indem es Willes für unfähig erklärte, im derzeitigen Parlament einen Sitz einzunehmen. Am 16. März wählte Middlesex den Verfolgten zum drittenmal einstimmig wieder. Das Haus erklärte die Wahl für nichtig. Man

versiel auf den rettenden Gedanken, für die nächste Wahl am 18. April einen ministeriellen Gegenkandidaten aufzustellen. Der — ein Oberst Luttrell — erhielt trotz aller Wahlmanöver bloß eine minimale Stimmenzahl, Willes die ungeheure Mehrheit. Ohne sich daran zu stören, erklärte das Haus Luttrell für gewählt. Somit war Willes definitiv beseitigt. Da er auch seine 20 Monate richtig abbrummen mußte, so konnte es scheinen, als hätte der Majestätsbeleidigungsfeldzug der Nachthaber einen vollen Sieg errungen. Das gilt aber nicht einmal im Hinblick auf die Person Willes. Als er aus dem Gefängnis kam, wählten ihn die Londoner zum Alderman: schon als solcher brachte er dem Unterhaus eine schwere Niederlage bei. Bald wurde er Lordmayor und nahm 1775 ungehindert seinen Sitz im Unterhause ein. Und 1782, als inzwischen die Abenteuerpolitik Georgs III. und seines Freundes North in Amerika volles Fiasko gemacht hatte, setzte er es durch, daß die Gemeinen am 3. Mai den Beschluß faßten, alle auf die Affaire Willes bezüglichen Erklärungen, Befehle und Entschlüsse als unkonstitutionell aus den Büchern des Hauses zu streichen.

Biel früher war die Frage entschieden, ob der Majestätsbeleidigungsprozeß contra Willes Schule machen werde. Sie ward entschieden zu eben der Zeit, wo Willes für seine Majestätsbeleidigung brummte. Denn gerade da wurden die hanebüchsten Majestätsbeleidigungen in Menge straflos begangen, weil es nicht möglich war, den Geschwornen ein Schuldig abzugewinnen. Die Regierung hat es versucht — in einem der heftigsten Angriffe auf den König. In den erregten Erörterungen, die an Nr. 45 des „Nord-Britten“ anknüpften, hatte die allgemeinste Aufmerksamkeit gefunden eine Reihe von heißenden Briefen, die ein Schriftsteller mit dem Pseudonym Junius im „Public Advertiser“ veröffentlichte. Die Juniusbriefe kritisierten das herrschende System in der schonungslosesten Weise und mit genauester Personalkennntnis. Dies kam daher, daß ihr Verfasser aller Wahrscheinlichkeit nach ein hoher Beamter im Kriegsministerium war: Sir Philip Francis, ein Aristokrat vom reinsten Wasser. Den 19. Dezember 1769 erschien sein berühmter Brief an den König, der nach deutschen Begriffen mit fünf Jahren Staatspension hinter Schloß und Riegel hätte belohnt werden müssen. Der Lord-Oberrichter machte in der That den Versuch, gegen den Drucker Woodfall wegen Majestätsbeleidigung vorzugehen. Aber er bligte bei den Geschwornen total ab. Die beträchtlichen Kosten des Verfahrens mußte der König an sein Bein binden. Das war in England der letzte Versuch, neben die Freiheit der Presse den Gaigen der Majestätsbeleidigungsprozesse zu legen. Willes war der letzte englische Journalist, der darum gebummelt hat. Die Engländer sind der Aufforderung gefolgt, die in der Vorrede zur Buchausgabe der Juniusbriefe an sie gerichtet worden war: „Laßt es in eure Seele geschrieben sein, laßt es eure Kinder sich einprägen, daß die Freiheit der Presse das Bollwerk aller bürgerlichen, politischen und religiösen Rechte des Engländer ist.“ Glückliche Vettern! —

Dr. A. Conrady.

## Kleines feuilleton.

k. Eine Forschungsreise durch Sachalin hat der Engländer Charles G. Hawes ausgeführt. Seine Mitteilungen über die eingeborenen Stämme auf Sachalin sind sehr interessant. „Die Berichte von den eingeborenen Stämmen Sachalins und die Thatsache, daß es die schlimmste russische Strafkolonie ist,“ erzählt er, „hatten mich gereizt, eine Forschungsreise dorthin zu unternehmen. Von Chabarowsk brachte mich ein Dampfer, der zwei Baracken voll Gefangener schleppte, auf dem großen Amurfluße nach Nikolajewsk, einem Ort auf dem Kontinent, der unmittelbar gegenüber der Insel liegt. In Nikolajewsk sagte man mir, daß, wenn ich auch die Insel erreichte, ich doch wahrscheinlich von entsprungenen Sträflingen erschossen oder von Eingeborenen erschlagen werden würde. Nachdem ich mit einem Postdampfer nach Alexandrowsk übergesetzt worden war, der Hauptstrafkolonie der Insel, konnte ich nach Ueberwindung mancher Schwierigkeiten meine Reise fortsetzen. 50 Meilen weit ging es in einem rohen Gefährt, teils auf von Sträflingen gemachten Wegen, teils auf Waldwegen, bis ein dichter Wald weiteres Fortkommen unmöglich machte. Ich hatte ein Zelt, Leinwand, Schabas (rohe Felle oder Schafsfellröde), Nahrungsmittel wie Reis, Schwarzbrod usw. bei mir; ferner zum Laufschuhhandel Knöpfe, Wäffertabak, Ziegelpfeife, Schießpulver, Zenge, Nadeln, was den Transport wesentlich erschwerte. Man mußte den Spuren von Bären und andren Raubtieren folgen, um vorzudringen. Die Hauptflüsse von Sachalin, der Tima und der Boronai, mit einem Lauf von einigen 300 Meilen, stellen die Verkehrsstraße der Eingeborenen vor, die im Sommer mit Kanoes, im Winter mit Hundeschlitten befahren wird. Im Tima-gebiet traf ich die ersten eingeborenen Gilsals, deren mongolische Züge ein wenig durch Tungusenblut verändert sind. Sie tragen ihr schwarzes Haar in Pöpsen, und ihre mandchurischen Tunicen passen wenig zu den Mosassins aus Seehundsfellen; sie erinnern etwas an nordamerikanische Indianer; ihre Begriffe von Geographie waren so beschränkt, daß einer von ihnen mir einmal anbot, mich in seinem Kanoe an das „Ende der Welt“ zu bringen.

Uebrigens war ich, da ich ganz auf die Kanoes der Eingeborenen angewiesen war, zu ungünstiger Zeit gekommen; denn alle Männer waren mit Fischfang für den Wintervorrat beschäftigt. Ich fragte



zwei schwärzliche Gilsals, ob sie mich zum nächsten Dorf bringen wollten, 20 Meilen weiter. Keint nicht für tausend Rubel wollten sie uns befördern. Aber nach einigem Feilschen einigten sie sich auf „zwei Rubel die Nase“, wie sie sich ausdrückten. Für diese „wohlhabenden“ Leute, die eine Hütte, ein Kanoe und etwas getrocknete Fische besaßen, war dieser Preisunterschied eine Kleinigkeit! Die Bootleute hielten ihr Versprechen, und am Abend hatten wir zwanzig Meilen zurückgelegt und befanden uns im einsamsten Dorf von allen Strassolonien, dessen Bewohner einen sehr unheimlichen Ruf hatten. Zwei Sträflinge ruderten uns in einem primitiven Boot weiter, späterhin zwei Eingeborene. Tagelang fuhren wir so auf dem Flusse, und kampierten nachts auf sandigen Landzungen, deren einziger Uebelstand war, daß sie von Bären in Anspruch genommen wurden, die nachts zum Trinken und Fischefangen an den Fluß kamen. Um uns vor den Bären zu schützen, verbarricadieren wir das eine Ende unseres hastig aufgeschlagenen Schuttdaches, — das andre Ende wurde offen gelassen für den Fall rascher Flucht. Wir hätten die räuberischen Tiere durch große Wachfeuer verschrecken können, doch das hätte die größere Gefahr mit sich gebracht, entsprungene Sträflinge, die durch Hunger zur Verzweiflung getrieben sind, anzulocken. Die Dörfer der Eingeborenen sind dieses Namens kaum wert — fünf oder sechs Hütten. Einmal dauerte es drei Tage, bis wir überhaupt eine menschliche Behausung sahen. Das Wellen großer Schlittenhunde und Meisier von Fischen, die in der Sonne dörrien, kündeten die Nähe eines Dorfes an. Die Gilsals riefen uns vom Ufer aus in ihrer Sprache an und fragten: „Habt Ihr Tabak oder Zigelthee?“ Wir wollten unsferseits wieder wissen, ob sie Seehunds- oder Bärenfelle hätten und stiegen mit den Flinten in der Hand ans Land, gefolgt von bellenden Hunden. Die Hütten sind aus Pfählen erbaut, außer wenn ein hohes Flußufer Schutz vor Wasser gewährt; man gelangt auf einer Leiter hinein, die nur aus einem Holzstück mit zwei oder drei Einkerbungen besteht. Als wir in die Hütte kloperten, stiegen wir heftig an die Querbalken des Baues und an seltsame Gegenstände, die von ihnen herabhängten; die Wolken von Qualm, die die Behausung anfüllten, zwangen uns, uns auf den Boden zu lagern. Endlich unterschied ich eine Matte von Fischhaut, die uns zu Ehren auf den Boden gebreitet war. Zwanzig Personen teilten in jener Nacht die Hütte mit uns. In der Mitte des Raumes war ein Feuer, darüber ein großer Kessel. Während das Abendbrot bereitet wurde, wollte der Häuptling mein Gewehr untersuchen, wobei es plötzlich losging; zum Glück war es auf keinen von uns gerichtet, und so durchbohrte die Kugel nur die Wand der Hütte; aber der Vorfall erschreckte den armen Eingeborenen sehr, der sich auf den Boden warf und rief: „Es ist ein Teufel darin!“ Das Mahl bestand aus getrockneten Fischen und unerträglich riechendem Seehundsthran; die Eingeborenen rissen die Fische in Stücke und steckten sie in den Thran. Auch das darauffolgende Waschen der Schüsseln war sehr wenig erbaulich; eine von den Frauen reinigte erst ihren Teller durch reichlichen Gebrauch der Zunge, schenkte ihn dann mit Gras und rieb ihn dann an ihren — Molassins glänzend. Die Hauptnahrung der Gilsals ist getrockneter Fisch, aber im Sommer können sie Heidelbeeren, Moosbeeren, einige Wurzeln und Cederknospen hinzufügen. In der That leben sie nicht viel anders wie ihr Feind, der Bär. In der Laichzeit der Lachs stiehlt dieser sich an den Fluß hinunter, frisst die Köpfe von 30 bis 40 Lachsen und wüßt das übrige weg. In der Regel fischen die Eingeborenen den Lachs und errichten Reusen, aus denen sie die Fische mit Kläffern fangen. Die Gilsals trocknen die Fische und bewahren sie auf; die Drosschons, ein nördlicher lebender Stamm mit viel Zungensblut, haben eine bessere Mäandermethode, so daß sie nicht, wie die Gilsals, beim Konservieren von einem sonnigen August abhängig sind. Letztere fischen auch durch Eislöcher Dorische, die zum Atmen an die Luft kommen.“

**Medizinisches.**

en. Die Abneigung gegen das Essen. Eine richtige und vor allem auch genügende Ernährung gehört ganz selbstverständlich zu den Grundbedingungen der Gesunderhaltung oder Gesundheit des Menschen. Daher ist es wichtig, die Verhältnisse lernen zu lernen, bei denen sich ein Widerwille gegen das Essen einstellt, und zu erfordern, wie diesem Mißstand am besten beizukommen ist. Dr. Max Einhorn, Professor der Medizin in New York, hat in der von Professor v. Lehden herausgegebenen „Zeitschrift für diätetische und physikalische Therapie“ einen beachtenswerten Aufsatz über die Abneigung gegen Speisen (Sitophobie), Abkehrung und deren Behandlung veröffentlicht. Die Sitophobie, also ein Zustand, wobei aus Furcht vor Speisen zu wenig Nahrung eingenommen wird, entsteht gewöhnlich aus einer Angst vor Schmerzen oder anderen unangenehmen Empfindungen, die nach den Mahlzeiten in den die Verdauung bewirkenden Organen auftreten. Die Kranken ziehen es mit Rücksicht darauf vor, überhaupt nicht zu essen oder doch möglichst wenig Nahrung zu sich zu nehmen. Schließlich kommen sie gewöhnlich darauf ab, nur noch Milch oder Fleischbrühe zu genießen. Die eigentlichen Ursachen der Sitophobie sind zahlreich und nicht leicht zu erkennen. Zu ihnen gehört ein überempfindlicher Zustand der Magenschleimhaut, der zwar zu keinen heftigen Schmerzen, aber doch zu recht unbehaglichen Empfindungen während der Nahrungsaufnahme führt. Nicht selten wird die Abneigung gegen das Essen auch durch eingebildete oder unrichtige Vorstellungen herbeigeführt, indem Kranke, die mit ihrer Verdauung nicht in Ordnung sind, sich vor dem Essen fürchten,

um ihr Leiden nicht zu verschlimmern. Auch bei besondern Krankheiten wie Sicht, Fettleibigkeit wird die Sitophobie häufig gefunden. Es liegt daher nicht so fern, diese Krankheit für eine geistige zu halten, oder wenigstens ihren eigentlichen Ursprung in das Gehirn zu verlegen, wie es Dr. von Höpflin gethan hat. Einhorn deutet demgegenüber darauf hin, daß sich zweifellos die Abneigung gegen das Essen bei Leuten findet, die keinesfalls irgend eine Störung ihres Geisteslebens aufweisen, sondern nur als Folge einer ganz begreiflichen Furcht. Dennoch muß der Arzt der Sitophobie stets entgegenzutreten, denn sie führt notwendig zu einer Entkräftung in höherem oder geringerem Grade. Die Entkräftung ist auch ein ganz bestimmter Begriff für den Arzt, und man unterscheidet eine vollständige oder unvollständige Entkräftung. Eine vollständige Entkräftung von kurzer Dauer (12 bis 24 Stunden) kommt häufig vor, z. B. bei Reisenden, die auf langen Wanderungen Hunger leiden müssen, oder auch im Gefolge freiwilligen Fastens. Die Erscheinungen dieses Zustandes sind außer den Anzeichen der Körperschäche nervöse Schmerzen, z. B. im Kopf und Nacken, auch Schwindelgefühl. Aus den Beobachtungen an den sogenannten Hungertänzlern weiß man, daß der menschliche Körper bei vollständiger Entkräftung noch ebenso viel Sauerstoff aus der Luft aufnimmt wie im gesunden Ruhezustand; da er aber keine Ernährung von außen her erhält, so lebt er buchstäblich von seinem eignen Fleisch und Fett, ohne dabei besonders zu sparen. Uebrigens scheint der Hungertod doch milder zu sein als der Dursttod, weil das Hungergefühl nach etwa 20 Stunden am heftigsten wird, dann aber verschwindet, während die Pein des Durstes bis zum Tode erhalten bleibt. Das Ableben tritt als Folge des Hungers gewöhnlich aus einem Zustand tiefer Betäubung, zuweilen allerdings auch unter Delirien und Krämpfen ein. Erwaachsene können 12—20 Tage leben, ohne irgend etwas zu sich zu nehmen, dagegen kann die Lebensdauer auf 40—70 Tage gesteigert werden, wenn der Betroffene wenigstens Wasser zu seiner Verfügung hat. Bis zum Eintritt des Hungertodes verliert der Mensch etwa 2/3 seines Körpergewichts. Viel bedeutamer, weil häufiger sind die Fälle unvollständiger Entkräftung oder Unterernährung. Diese findet sich durchaus nicht nur bei solchen Leuten, die aus Mangel an Mitteln zu wenig essen, sondern auch als Folge falscher Vorstellungen über die nötige Nahrungsaufnahme. Der Mensch muß täglich etwa vier Kilogramm oder etwa den 15. Teil seines Körpergewichts durch Nahrungsaufnahme ersetzen, bei anstrengender Arbeit entsprechend mehr. Unvollständige Ernährung und die daraus folgende Entkräftung führt nach den Erfahrungen der Aerzte ebenso rasch zum Tode wie vollständige Enthaltung von Nährstoffen.

**Humoristisches.**

- Unter Schauspielern. „... Und wissen Sie, wieviel Lorbeerkränze man mir geworfen hat?“
- „Natürlich weiß ich das; ich habe ja denselben Kranzlieferanten wie Sie!“
- Glänzende Aussicht. „Ihr Antrag, Herr Mandelblüh, ehrt mich, aber können Sie auch meine Tochter ernähren?“
- „Ernähren ist gut — ersticken soll sie im eignen Fetta!“
- Kindliche Vorstellung. „Hast Du schon 'mal Rauchgrimmen gehabt, Onkel?“
- „Freilich, öfter.“
- „Das muß Dir doch arg weh thun.“
- „Warum?“
- „Weil Du so 'n großen Rauch hast.“ — („Lustige Blätter.“)

**Notizen.**

- Vor dem Ende. Der Leipziger Schriftsteller Rudolf v. Gottschall feierte unlängst seinen achtzigsten Geburtstag. Die Schiller-Stiftung verlieh ihm einen jährlichen Ehrenlohn von 1000 M.; nun gewährte ihm auch der deutsche Kaiser eine Unterstützung von jährlich 2000 M.
- „Papfenstreich“, ein vieraktiges Drama von Franz Adam Deherlein, geht am 30. Oktober erstmalig im Vossing-Theater in Scene.
- „Mar Halbes neues Drama „Der Strom“ gelangt nächstens im Neuen Theater zur Aufführung; Agnes Sorma, Emanuel Reicher und Eduard v. Winterstein spielen die Hauptrollen.
- In Frankfurt a. M. fand Jan Bloks dreiaktige Oper „Die Meeresbraut“ eine mir äußerlich freundliche Aufnahme.
- Mar Bruch's „Damajanti“, Scenen aus einer indischen Dichtung für Sopran solo, Chor und Orchester, erzielte bei der Erstaufführung im Kölner Gürzenich-Konzert nur einen Mähtungsersfolg.
- Der Argon-Gehalt der Luft. In der Pariser Akademie der Wissenschaften beschrieb Moissan seinen neuen Apparat, mittels dessen er nachwies, daß der Gehalt an Argon in der Atmosphäre von Paris, Berlin, Wien und Petersburg wie auf dem Montblanc vollkommen der gleiche ist. Inmitten des Atlantischen Oceans erwies sich die Luft argonreicher.